



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Skjoldborg, Johann: Im Kampf ums Leben : Erzählung : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lich freie Hand, aber die Zügel hielt er selbst immer fest, und in allen entscheidenden Augenblicken hat er in der That selbst entschieden. Er wußte sehr gut, daß der Deutsche Bund den nationalen Bedürfnissen nicht genüge, aber er wollte ihn nicht zerstören, sondern auf friedlichem Wege weiter bilden, sodaß beide Großmächte darin nebeneinander Platz fänden. Unzweifelhaft unterschätzte er also die Stärke der Gegensätze, aber von dieser Überzeugung aus wurde er der eigentliche Leiter des Fürstentags 1863, entschied er sich für das Erbrecht Friedrichs von Augustenburg an Schleswig-Holstein, ergriff er 1866 die Waffen für den Bundestag. Die Tapferkeit seiner Truppen auf den böhmischen Schlachtfeldern erwarb ihm die Achtung, seine und seines Sohnes, des Kronprinzen Albert, erprobte Zuverlässigkeit und klare Festigkeit das Vertrauen des Siegers, und ungeschmälert trat Sachsen in den Norddeutschen Bundesstaat ein, pünktlich und auf den verschiedensten Gebieten alles durchführend, was die werdende Gesamtverfassung der Nation verlangte. Als dann 1870 die große Entscheidungstunde schlug, da erneuerte der Kronprinz mit seinem 12. Armeekorps den alten Waffenruhm im nationalen Kampfe, und König Johann ging bereitwillig auf die Idee der Kaiserkrone ein, die dann Ludwig II. nur unter starkem Drucke wirklich angeboten hat. So erlebte er als siebzigjähriger Greis mithandelnd die Neubegründung des Reichs, das der Knabe halb unbewußt hatte untergehn sehen, und seine letzte große Genugthuung war die Begründung des Dreikaiserbündnisses, das Osterreich wieder in nähere Beziehungen zu Deutschland brachte.

Erst die Reichsgründung hat dem deutschen Fürstenstande, der glänzendsten Aristokratie der Welt, seine natürliche Stellung gegeben und damit seine natürliche Aufgabe, nämlich statt seine Thätigkeit auf die engen Grenzen der Heimat zu beschränken und gelegentlich um Gebiets- und Rechtsfragen die Nation zu zerreißen, gemeinsam an ihrem Wohle und ihrer Größe zu arbeiten. Zu den besten Männern dieses Standes wird allezeit der Prinz und der König Johann gerechnet werden müssen.



## Im Kampf ums Leben

Erzählung von Johann Skjoldborg

(Fortsetzung)



ie Hohlwege durch die Heide und die undeutlichen Wegspuren durch tiefen Sand und über holprige Hügel waren die einzige Verbindung zwischen den Dünen und der Außenwelt. Doch hatte man noch nie gehört, daß jemand durch Umwerfen zu Schaden gekommen wäre, denn niemand versteht es wie die Dünenbewohner, mit einem Paar Ochsen auf grundlosen Wegen vorwärts zu kommen, niemand hat wie sie die Fähigkeit, sich durch die Dunkelheit der Nacht mit der größten Seelenruhe weiter zu fühlen und dahin zu gelangen, wohin er soll.

Aber wenn die Hebamme geholt werden mußte, dann wandte man sich doch am liebsten an Niels Bind, den Krösus der Dünen und deren ältesten An siedler. Er hatte jederzeit ein Paar wohlgenährte Pferde in Bereitschaft, und in solchen Fällen hatte er niemals ein Nein im Munde, so barsch auch dieser vorsichtige Pfennigfuchser sonst sein konnte.

An einem Herbstabend nun war dieser Niels Bind unterwegs, um Madame Hansen, die Hebamme, zu Sören Branders Frau zu fahren. Da aber Niels schon betagt war, und draußen dicke Finsternis herrschte, war Zens Berg mitgefahren. Es war nämlich so stockdunkel, daß man wie ein Blinder jeden Augenblick in Gefahr war, an irgend etwas anzustoßen. Trotzdem fuhr der Wagen in dem Hohlweg, der so tief war, daß man ihn unmöglich verfehlen konnte, rasch vorwärts. Da plötzlich hielten die Pferde von selbst an. Um keinen Preis waren sie weiter zu bringen. Niels ging rund um das Gefährt herum, konnte aber nichts Außergewöhnliches entdecken. Madame Hansen begann mit lauter Stimme den Herrn im Himmel anzurufen, aber Niels fragte Zens, ob er nicht etwas Stählernes in der Tasche habe. Dieser antwortete, ja, er habe ein Messer, das der Wunderschmied gemacht habe, er könne aber nicht dafür einstehn, wieviel Stahl daran sei. Ein Versuch sollte aber doch damit gemacht werden. Niels schlug mit dem Messer auf die Deichselspitze und versuchte dann aufs neue, die Tiere vorwärts zu bringen. Unmöglich!

In diesem kritischen Augenblick raschelte es dicht vor ihnen im Heidekraut, einige blökende Schafe und Lämmer erhoben sich vom Wege, und nun trabten die Pferde willig weiter. Niels Bind stieß ein paar ärgerliche Laute aus, aber Zens Berg lachte so, daß er sich schüttelte auf dem Wagenstuhl.

Indessen herrschte draußen in Sören Branders Hütte große Sorge. In der einzigen Stube standen eine Kommode, zwei unangestrichne Betten und eine Schlafbank zum Aufklappen, auf der die Kinder des Nachts lagen. Maren, Peter Kiebigens Frau, war wegen des bevorstehenden Ereignisses zugegen. Sören und sein Vater gingen abwechselnd hinaus und lauschten ängstlich auf herannahendes Wagengerassel.

Es zeigte sich nach einiger Zeit, daß die Hebamme es für durchaus notwendig hielt, daß der Doktor geholt werde.

Sören lief quer über Gräben und Sandhügel zu Zens Back auf dem Breiten Sande; das war der nächste Nachbar, der Pferde hielt, aber er wohnte mindestens eine Viertelstunde weit weg. Das Blut hämmerte wie Trommelschlag in Sörens Ohren. Drei Meilen bis zum Arzt — und dann konnte dieser möglicherweise weg sein! — Drei Meilen zurück — und indessen konnte Ane sterben! . . . Er lief und lief, daß er stolperte und zu Boden fiel. Sechs Meilen! Sechs lange Meilen! — Ach, diese Wege! — Diese Dunkelheit! — Vielleicht acht, zehn, vielleicht zwölf Stunden . . . Herr Gott im Himmel! rief er laut, wenn sie nun von mir und den Kleinen wegstürbe! Und so rannte er aufs neue, als gälte es das Leben. . . . Und Zens Back ist bei allem so entsetzlich langsam! . . . Sechs Meilen! . . . Sören konnte an nichts andres denken, während ihn die Angst durch die stockfinstre Nacht vorwärts jagte.

Bis Zens Back aus dem Bett gekrochen war, sich zunächst genügend gestärkt und dann den Wagen angespannt und geschmiert hatte, setzte sich Sören ermattet und schweißtriefend auf einen im Hof stehenden Schubkarren, während die Gedanken ihm wirr durch den Kopf sausten, wie wenn ein Schwarm Menschen wild durcheinander schrie.

Unterdes saßen die Hebamme und Maren Kiebig beisammen und tranken Kaffee, denn die Kranke schien ein wenig eingeschlummert zu sein. Die Schlafbank mit den am Rande herausstehenden Strohhalmen sah aus wie ein Nest, worin die

Jungen lagen und in den Federn wühlten. Die Luft in der Stube, die von den vielen Menschen schon an sich stickig war, wurde von dem glühenden Ofen so erhitzt, daß sie einem förmlich auf den Wangen brannte. Eine Petroleumlampe, deren Flamme aus einem zersprungenen Glas rauchte, beleuchtete die Stube.

Nein, wenn ich nicht einen Tropfen Kaffee haben kann, sagte Maren Kiebitz, indem sie ein Stück Zucker laute, dann ist es mir nicht behaglich. — Die Hebamme nickte zustimmend, während sie in ihren dampfenden Kaffee blies. — Es waren nicht einmal soviel Bohnen da, daß man eine ordentliche Tasse Kaffee kochen konnte, fuhr Maren flüsternd fort.

Jetzt erhob sich der alte Brande von seinem Bett, auf das er sich unausgekleidet geworfen hatte, und fragte traurig: Wie wird es wohl werden, Lene? — Die Hebamme hoffte das Beste, wenn nur der Doktor bald komme. Als hierauf der Alte die Stube verließ, neigte sie sich zu Maren und fragte sie, wie es denn jetzt mit dem alten Brande stehe. — Wenn er Branntwein bekommen könnte, wäre es wohl so ungefähr wie früher, aber hier haben sie ja nichts übrig, das kannst du dir doch denken! Ich habe neulich einmal für sie gewaschen, fuhr Maren flüsternd fort, Sören hat gerade drei Hemden, und mit denen muß man vorsichtig zu Werke gehn, das versichere ich dir; ja, Gott weiß, daß man das muß! Aber großartig soll es doch werden, natürlich! Er baut eine Scheune, und er pflanzt Bäume, aber die Leute sagen auch, er komme darum nur ein bißchen früher ins Armenhaus. . . . Noch ein kleiner Schluck gefällig?

Ane erwachte und wimmerte. — Der arme Tropf, sagte die Hebamme, nun gehts wohl los! — Gottes Wille geschehe, müssen wir eben sagen, fügte Maren Kiebitz mit zum Himmel gerichteten Augen und über der Brust gefalteten Händen hinzu.

Die leidende Frau stieß die Zammerrufe aus, die vor allen andern Lauten herzerreißend sind. Da trat der Alte an das Lager und streichelte sachte Ane auf der Bettdecke liegende Hand. Er streichelte sie immer wieder und sagte dabei immerfort: Liebe Ane, liebe Ane!

Rund herum war finstre Nacht. Nur aus der kleinen Stube blinkte das Licht heraus, das brannte, um Wache zu halten, wo Leben und Tod miteinander um den Sieg kämpften. — Gegen Morgen kam der Arzt. Er schaute sich hilflos um in dem überfüllten Raum, denn es schien nicht einmal soviel Platz zu sein, daß er seinen Pelz ablegen konnte.

Sören und der Vater gingen mit den weinenden Kindern hinaus in die Scheune, aber sogar da hörten sie die Weh- und Klageklänge, die von wilder Todesangst erfüllt waren. Und da geschah etwas Merkwürdiges mit Sören. Ihm war, als sei er ganz allein mit Gott droben im Himmel, und da meinte er zu fühlen, daß eine ganz neue, bis jetzt verdeckte Schicht in seinem Innern aufbreche, etwas, von dessen Dasein er bis jetzt gar keine Ahnung gehabt hatte; und es nahm Gestalt an, trat frei vor Gottes Angesicht und sagte: Du mußt mir meine Ane lassen, lieber Gott, sonst geht es schlecht mit mir!

Darauf wurde es ihm wunderbar ruhig zu Mute.

Eine Stunde später atmete ein neues Leben unter Sören's Dach. Aber, sagte der Arzt, vor allem Ruhe und Diät. Und dann müssen Sie wirklich auch für ein besseres Bett sorgen, denn dieses ist nicht genügend für die arme Frau.

Gegen Morgen, als die Lampe erlosch, und der erste Morgenschimmer durch die betauten Scheiben drang, kam Peter Kiebitz, um zu fragen, wie es gehe. Er bekam einen Schluck Kaffee, und Maren sagte zu ihm, er solle ein paar von den Kindern mit nach Hause nehmen, da Ane Ruhe haben solle. — Das wolle er gern thun, erwiderte Peter. — Wir können sie schon irgendwo unterbringen, sagte Maren, und wir könnten Ane wohl auch unser Unterbett leihen, nicht wahr? — Das versteht sich von selbst, antwortete Peter, während er seinen Kaffee schlürfte.

Die nach einer angstvoll durchwachten Nacht natürliche Schläfrigkeit ergriff jetzt die Hausbewohner, und alle legten sich für ein Weilchen zur Ruhe.

\* \* \*

Nach einem wütenden Sturm aus Nordosten hielt ein rauher und bitter kalter Winter seinen Einzug an der nackten Küste und herrschte mit strenger Hand über den niedern Häusern hinter den Dünen.

Sobald sich nur ein einziger aufgetauter Fleck an den dicht zugefrorenen Fensterscheiben zeigte, ließ der Winter ihn sofort wieder zufrieren, daß ja kein Sonnenstrahl in die Hütte dringen konnte, und wenn sich jemand im Freien sehen ließ, peitschte er ihm Schnee und Hagel ins Gesicht, oder die Kälte riß ihm die Haut wund, wo sie nicht in Wolle gehüllt war; alles, was Gefühl und Leben hatte, suchte Schutz vor des Winters harter Gewalt.

Die Dünenbewohner hielten sich in Stall und Stube, in Scheune und Schuppen, ja auch in dunkeln Kellerräumen auf, während der Winter an den Borräten von Salzfleisch und Futter zehrte. Und wenn der Hausvater am Abend beim Lichtschein das Vieh versorgte, schloß er Thüren und Luken, schauderte zusammen und seufzte: Gott sei dem Armen gnädig, der nicht Haus noch Heim hat!

Sören Branders Frau mußte das Bett hüten. Während dieser ganzen Zeit sah sie fast nie das liebe Sonnenlicht. Die kurzen Tage bestanden eigentlich nur aus ein paar Dämmerstunden, aber die Nächte waren um so länger. Wenn Ane nicht schlafen konnte, lauschte sie auf die vielen Atemzüge in der engen Stube und fragte sich ängstlich, ob die Kleinen auch nicht fröhen. Alle Kleider waren schon zu Bettstücken gemacht worden, denn diese hatten sich nicht mit der wachsenden Kindschar vermehrt, und es war so kalt, daß sie zusammenschauderte, so oft sie den Arm unter der Bettdecke hervor in die Nachtluft streckte. Auch konnten sie sich jetzt, da sie keiner Nachtwachen mehr bedurfte, nicht mehr erlauben, den Ofen nachts brennen zu lassen; denn die Feuerung kostete zu viel Geld. Sören schlief fest an ihrer Seite; er hatte viele Nächte bei ihr gewacht und war ungefähr einen Monat lang nicht aus den Kleidern gekommen, sondern hatte nur ab und zu ein wenig geschlummert, wenn ihn die Müdigkeit überwältigt hatte.

Ach, wie von Herzen gut war er gegen sie gewesen! dachte sie, und sie deckte ihn sorgsam zu. . . . Wenn sie doch nur bald wieder aufstehn könnte! Es wäre so schrecklich notwendig für das ganze Haus. Das bißchen Vorrat von Pöckelfleisch draußen im Salzfaß war gewiß schon allzusehr zusammengeschmolzen. Und die Milch! Und die Butter! Auch wurde gewiß nichts so recht nach der Art gethan. . . . Waren Kiebitz war ja willig und immer bereit, ein wenig auszuhefeln; aber es war doch nicht weit her mit dem, was sie that. . . . Und die Reinlichkeit! Ach, daß sie auch gerade jetzt im Bett liegen mußte, wo doch jeden Tag so viel geleistet werden sollte, das war wirklich recht hart! Und es war gewiß auch ein großer Verlust obendrein! Armer, lieber, guter Sören! — sie strich ihm unwillkürlich leicht über die Haare. . . . Ach ja, der liebe Gott konnte auch hier helfen! Ob es nun etwas nützte oder nicht, sie konnte es eben nicht unterlassen, ihm alles, was sie drückte und quälte, zu erzählen. Und wenn alle um sie herum schliefen, und nur sie allein wachte, da konnte sie eigentlich am allerbesten mit ihm reden. Allerdings fühlte sie es gut, daß sie nicht so gläubig war, wie sie es eigentlich hätte sein sollen, und wie es so viel andre waren; aber sie konnte es nicht besser machen, und jetzt, wo es auf so vielen Seiten eng um sie wurde, kam es ihr vor, als ob hier noch die einzige offene Stelle für einen Lichtstrahl sei.

Wenn sie nur erst wieder gesund wäre! Sie waren ja noch junge Leute und konnten sich dann gewiß auf irgend eine Weise durchbringen. Es konnten es ja

nicht alle Menschen gleich gut haben, und das Leben ging eben nicht immer auf ebnem Wege dahin — das hatte ihr ohnedies niemand je versprochen. . . . Ach ja, sie war so müde und konnte es doch nicht lassen, an so vielerlei zu denken, denn die Nächte waren so unendlich lang!

Beim ersten Morgengrauen kroch Sören aus dem Bett und machte Feuer im Ofen an. Dann mußte das Essen gekocht werden, und es gab hundert andre Kleinigkeiten, die gethan werden mußten. Die vollen Milchschüsseln standen in der Stube auf dem Tisch und auf der Kommode, aber trotzdem war die Milch gefroren, und ihre Oberfläche war mit Staub bedeckt, der seinen Weg dahin gefunden hatte, obgleich die Schüsseln mit alten Zeitungen zugedeckt waren. Die Milch sog Tag und Nacht all den Rauch und die schlechte Luft in der Stube ein, und die Sahne stand alt und zusammengeschrumpft in einem Topf unter dem Ofen.

Der Großvater half Sören treulich bei allem, so gut er konnte, und wie undeutliche Gestalten glitten sie in dem Nebel der halbdunkeln Stube aus und ein, der von dem Staub herrührte, den die in dem Bettstroh spielenden Kinder aufjagten, und von dem Rauch des verwitterten Kachelofens. Alle Tage lief es Sören von dem ewigen, rastlosen Herumrennen im Haus, das mit der weiblichen Arbeit verbunden ist, wie Ameisen durch die Beine, und manchmal verdunkelte sich sein Blick vor Mißmut und Unzufriedenheit, die von der Übermüdung herrührten. Aber wenn er dann zu Ane hinübersah, deren blaßes magres Gesicht auf dem schrumpfigen Kopfkissen lag, und aus dem ihm ein so warmes dankbares Lächeln entgegentauchete, da rann es ihm wie ein Freudenstrom durchs Herz, der allen Mißmut fortchwemmte, und dann rührten sich seine Beine wieder willig und leicht. Wenn es ihn durchfuhr, daß dieses Licht, das für ihn brannte, vor kurzem am Erlöschen gewesen war, dann stieg ein Gefühl des Glücks in ihm auf, und er mußte zu ihr hingehn und ihr einen Kuß geben. Aber sofort nahmen ihn wieder die vielerlei und verschiedenen Anforderungen der notwendigsten und wichtigsten Lebensbedürfnisse in Anspruch. Darum hatte er eigentlich gar keine oder doch herzlich wenig Zeit, an etwas andres zu denken, als wie er das Feuer auf dem häuslichen Herde erhalten sollte. Und doch hätte er jetzt beim Herannahen des Zinstermins wohl Grund gehabt, sich den Kopf zu zerbrechen, aber teils hatte er keine Zeit dazu, und teils war er zu müde und zu überwacht dazu, und außerdem fühlte er in dieser Zeit eine wahre Scheu davor, seine Gedanken überhaupt auf Geldangelegenheiten zu lenken. Er wußte es ja wohl, daß ihm eine Abrechnungstunde bevorstand; er fühlte es, wie man bei gewissen Zeichen fühlt, daß ein Gewitter im Anzuge ist — aber noch zogen die Wolken in der Ferne hin.

\* \* \*

Der strenge Winter hatte jedes lebende Wesen in seine Zufluchtsstätte gejagt; aber jetzt war die natürliche Ordnung wieder hergestellt. Die Sonne herrschte aufs neue, das Wild sprang wieder lustig auf Feldern und Wiesen, und hie und da streifte ein Jäger auf den Hügeln. Auch die Dünenbewohner krochen aus ihren Hütten hervor, und über die glänzende Schneedecke hin zog jeder seinen mit Säcken beladenen Handschlitten zur Mühle, während die Schweine zu Hause einen Spektakel machten, als ob sie seit vierzehn Tagen kein Mehl mehr bekommen hätten.

Sörens Frau konnte sich nun wieder des Hauswesens annehmen, sodaß er freier zu atmen vermochte, aber nun tummelten sich die Gedanken in seinem Gehirn und konnten nicht zur Ruhe kommen.

Er ging ins Freie und sah die Scheune, die Dämme, die Anpflanzung, alle die kleinen Anfänge, die nun eingeschneit vor ihm dalagen. Ob er sie wohl fortsetzen durfte, wenn der Frühling seinen Einzug hielt? Aller Wahrscheinlichkeit

nach würde er bis dahin seine sieben Sachen zusammenpacken und mit Frau und Kindern dem Ort Leberwohl sagen müssen, wo er nun doch Wurzel geschlagen hatte. Denn die Forderungen alle, die nun auf ihn eindrangen, gingen über seine Kräfte . . . der Kaufmann! der Doktor! der Apotheker! die Zinsen . . . und zum Verkaufen, um bares Geld zu bekommen, hatte er fast nichts mehr! — Wenn er sich jetzt noch halten konnte, dann mußte ein Wunder geschehn! . . . Das einzige, was allenfalls hergegeben werden konnte, war das Schwein; das war allerdings zum Einsetzen bestimmt, doch das ging eben diesmal nicht. Aber was nützte das viel? . . . Nirgends war Arbeit zu bekommen, mit der bares Geld hätte verdient werden können, überall war die Erde noch fest zugefroren. So drängten sich die Gedanken Tag und Nacht und Nacht und Tag unaufhörlich, und je weiter die Jahreszeit vorwärtsschritt, desto verwickelter und aussichtsloser erschien ihm seine Lage. Zu solchen Zeiten graben sich tiefe Furchen in die Gesichter der armen Leute und machen sie alt, weil die Sorgen den ganzen Tag auf Nerven und Muskeln einwirken. Wohl ging Sören mit rastlosem Fleiß seiner täglichen Arbeit nach, aber er hatte alle Freudigkeit verloren, denn es lag wie ein unleidlicher Druck und eine Bürde auf ihm, und alles kam ihm hoffnungslos und zwecklos vor. So ließ er den Kopf hängen.

Was ihm in seinen jungen Jahren einst bei jenem Waldfest von Kratholm geschehn war, das war wie ein schaffendes „Werbe!“ für das öde Land seiner Seele gewesen, sodaß es in ihr zu grünen begann, und eine neue Welt aus der Tiefe aufstauhte. Seit dieser Zeit hatten sich seine Fähigkeiten und Kräfte gesammelt und um einen festen Mittelpunkt geordnet, um das Ziel, das er sich gesteckt hatte. Das hatte ihm die stolze Haltung gegeben, darum hatten seine Gedanken sich gedreht, das hatte gleichsam alles festgehalten und in seine Dienste genommen, was in seiner Natur gegoren hatte und hatte kämpfen und wagen wollen. Aber all das andre in seiner Natur, was hatte nachgeben wollen, die bösen Lüfte und das Gemeine, das hatte nun vergessen und machtlos hinter ihm gelegen bei seinem Drang, sich vorwärts zu bringen.

Jetzt wachte das Vergessene wieder auf. Jetzt war er nahe daran, den Glauben zu verlieren; jetzt, wo Halt und Sammlung mit dem versinkenden Ziel dahinschwanden, jetzt drängte es aus allen Ecken hervor in den verschiedensten Gestalten, die jede ihre lockende Stimme hatten. Jetzt war es nicht mehr das eine allein, was er wollte: vorwärts um jeden Preis! Jetzt fühlte er aufs neue die alten wogenden Strömungen aus der Jugendzeit in seiner Brust, den Drang nach sorglosem, rauschendem Vergnügen.

In dieser Stimmung und in einem solchen Gemütszustand kam er eines Abends an Volle-Mettes Hütte vorüber, und ehe er sich dessen selbst recht bewußt geworden war, hatte er mit der Hand auf die Klinke gedrückt und war eingetreten. Diese Frau, deren dicke, sinnliche Lippen und lederartige Haut einen gemeinen Eindruck machten, und deren schwarze, unruhige Mauseugen vor Begehrlichkeit funkelten, verstand es immer, Kunden in ihr Haus zu ziehen, das eine wohlbekannte Winkelkneipe war. Ihre hauptsächlichste Kundschaft bestand jedoch aus einem bestimmten Kreise zweifelhafter Existenzen der Umgegend, die bei ihr den gewünschten Unterschluß fanden.

Von da an kam Sören öfters dorthin. Am nächsten Tage bereute er es bitterlich, aber obgleich er wußte, daß seine Frau zu Hause darüber weinte, und der Gedanke daran ihm ins Herz schnitt, obgleich er hinter sich den sanften, innigen Ruf einer zärtlichen Stimme zu vernehmen meinte, wurde er doch wie von einer überwältigenden Macht vorwärts getrieben. Seine Gedanken jagten ihn, seine Pulse flogen, der Wille wurde mächtig, und bald saß er wieder zwischen den Stammgästen in Volle-Mettes Stube. Da war der „Schwede,“ ein Kaufbold mit

einem Habichtsgesicht, einem gierigen Blick und einer unverhältnismäßig langen Nase. Da war der „Lumpensammler,“ dessen glänzendes, aufgedunsenes Gesicht wie ein Schwamm mit blauschwarzen Poren aussah, und da war auch der „Schäferfriedrich,“ dem der Landrichter niemals seine Diebereien nachweisen konnte. Alle sahen Sören gern, wenn er zur Thür hereinstürmte, als ob ihm jemand auf den Fersen sei, dann fing das Pulver Feuer, das wußten sie.

Gieb mir hundert, gieb mir tausend, gieb mir hunderttausend gleich, braun gebratne Teufel gieb mir droben aus dem Schwedenreich! schrie der Schwede und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Bald war dann das Trinkgelage in vollem Gange, der Lumpensammler sang ein Kartätschenmacherlied, der Schwede spielte die Begleitung dazu, indem er auf den Tisch trommelte, und der Schäferfriedrich blies die Tuba mit den Lippen.

Aber daheim saß Sörens Frau, und die Angst bebte ihr in allen Nerven. Nicht einmal wenn Sören in ihrer Nähe war und sich ihr mit freundlichen Worten und flehenden Blicken nahte, wollte die Angst von ihr weichen. Alle ihre Bekümmernisse verschwanden nun in der Finsternis dieser großen Sorge, wie eine Schar schwarzer Vögel in einem pechschwarz heraufziehenden Gewitter verschwindet. Über diese Dunkelheit suchten sich ihre Gedanken zu erheben, aber in diese Finsternis sanken sie wieder hinab. Zuerst hatte das Unglück sie wie ein schneidendes Schwert ins Herz getroffen; nachher war es ihr, als ob Stein auf Stein von der Schuttmauer ihres Heims abbröckle, die sie umgab, und sie sah schon im Geiste voraus, wie das so fortgehn würde, bis sie, von den letzten zusammenstürzenden Resten umgeben, in all ihrer Blöße eine Beute bedauernder und mitleidiger Augen werden würde. Es war ihr, als höre sie unaufhörlich das Einstürzen des Grundes, worauf sie ihr Glück gebaut hatte. Und wie ihre Angst stieg, sah sie weder Weg noch Steg, nirgends war sicherer Grund für den Fuß, und ringsum nur schwankendes Moor. Und die Zeit schleppte sich endlos hin.

Wenn sie einsam in ihrer Hütte saß, warf sie sich oft auf die Kniee und rief Gott im Himmel um Hilfe an. Aber ihr Kummer wuchs mit jedem Tage, der kam, und das Leben wurde immer wirrer. Aber sie erlahmte doch nicht in ihrem Gebet in all diesen Tagen und Wochen; alle ihre Gedanken, ihr ganzes Sein und Wesen vereinigten sich im Gebet und Seufzen nach Erhöhung. Und da überkam sie allmählich eine Gemütsruhe, wie sie sie früher nie gekannt hatte. Da fand sie nach und nach einen festen Grund, der ihre Geduld wunderbar stärkte. Und so hatte sie Kraft gefunden, den schweren Weg weiter zu wandern. Aber der Kummer begleitete sie doch den ganzen Tag, und in der Nacht saß er neben ihrem Lager und starrete sie an, sobald sie erwachte.

\* \* \*

Eines Morgens wachte Sören auf, nachdem er am vorhergehenden Abend erst spät aus der Winkelnneipe nach Hause gekommen war. Es war sauber und gefegt in der Stube, aber ganz still und leer; das regelmäßige Ticken der alten Wanduhr war der einzige Laut. Er war nicht durch fröhliches Kindergeplauder zum Behagen des Daseins geweckt worden, denn kein Mensch war im Zimmer. Es war eine Stille, die ihm das Gefühl der Einsamkeit verursachte; es fiel ihm aufs Herz, daß er sich die, die seinem Herzen am nächsten standen, mehr und mehr entfremde, sodaß sich eine immer größere Kluft leer und totenstill zwischen sie legte.

Die Schamröte stieg ihm, während er darüber nachdachte, ins Gesicht. Er drehte sich gegen die Wand, und Neuthränen flossen ihm über die Wangen hinab. . . . Jetzt mußte es ein Ende haben! — Und doch, wie oft schon hatte er

sich das vorgenommen, und wie oft war der gute Vorsatz wieder vergangen! ... Aber jetzt!

So drängten sich die Gedanken, während das einförmige Ticktack der Uhr ihn mahnte, wie die Zeit gleichgiltig und ohne Gefühl für den Kampf in der Menschenbrust ihren ewigen Gang geht, einerlei, ob das Leben oder der Tod den Sieg davonträgt.

Er sprang schnell auf und kleidete sich an. Im Laufe des Tages wurden nicht viel Worte gewechselt; obgleich er demütig umherging und auswich und sich klein machte, blieb es doch schweigsam um ihn herum, und auch wenn es sich um die alltäglichsten Dinge handelte, hatten die Worte einen traurigen Klang, wie in einem Hause, wo ein Mensch im Sterben liegt. Am nächsten Tage war es geradejo. Da meinte Sören, das gehe doch zu weit; er runzelte die Stirn und trat fester auf. Draußen in der Scheune traf er den Vater, der den Mund bewegte, als ob er etwas sagen wollte.

Hm! Du willst dir doch nicht das Trinken angewöhnen? — Sören lachte spöttisch. Der Vater sah ihn mit dem Ausdruck eines schuldbewußten Kindes an, und während ihm Thränen in die rotumränderten Augen traten, jagte er mit bebender Stimme: Es ist sehr gefährlich, wenn man sich das angewöhnt, mein Sohn. — Bah! erwiderte Sören und entfernte sich. — Ach nein, es ist nicht gut! seufzte der Alte.

Aber Sören sagte zu seiner Frau: Man könnte vielleicht meinen, es sei eine Leiche im Hause; was ist denn los? — Sehr ernst, aber ganz ruhig erwiderte Ane: Das weißt du ebenso gut wie ich. Und mir graut vor der Zukunft. Ja, Sören, so ist es. — Zukunft? An sie habe ich wohl ebenso viel gedacht wie du! — Willst du sie etwa in der Gesellschaft mit denen verbringen, die du bei Volle-Mette triffst? — Davon brauchst du — er stieß einen Fluch aus — doch wahrhaftig nicht so viel Aufhebens zu machen, erwiderte er mit finstern Gesicht. — Wenn du so fortmachst, wirst du der Mann nicht, den du dir gedacht hast, Sören. — Was für ein Mann hätte ich denn werden wollen, hm? — Du hast einmal anders gedacht, Sören! Weißt du, daß ich stolz auf dich gewesen bin? Wenn ich dich reden hörte und sah, wie du die Dinge angreiffst, dann dachte ich, du seist der tüchtigste Mensch auf der ganzen Welt — das habe ich dir vielleicht noch nie gesagt.

Bei diesen Worten leuchtete es in Sören's braunen Augen hell auf. Dann jah er vor sich hin und sagte wie in Gedanken verloren: Wir sind zu arm! Wir kommen nie auf einen grünen Zweig. — Wenn du meinst, ich fürchte mich davor, eine arme Frau zu bleiben, so täuschst du dich. — Er sah seine Frau aufmerksam an und sagte: Ein armer elender Stümper, der der Gemeinde zur Last fällt, vielleicht ins Armenhaus kommt! Ein verachteter Lump, ein verpotteter Tropf ohne Recht und ohne Macht! Fürchtest du dich nicht davor? — Nein, erwiderte sie, das macht mich nicht unglücklich, das will ich schon tragen, solange wir es miteinander thun. Aber wenn du nach der Seite gehn willst, wo Volle-Mette wohnt, dann werde ich mich grämen. — Er fuhr auf. Hast du etwa Grund gehabt, dich wegen meiner zu schämen? rief er mit blickenden Augen und trat drohend vor sie hin. — Ane sah ihn ruhig an. Du machst mich nicht bange, Sören! Auf der ganzen Welt giebt es nur eins, was mich bange machen könnte, sagte sie mit erhobnem Kopfe, das wäre, wenn du . . . ein Mensch würdest, den . . . ich nicht mehr achten könnte; ja, das ist das einzige, vor dem ich Angst habe.

Wie der Blitz war Sören aus der Stube draußen. Der alte Brander ging still im Hause des Sohnes umher. Auch ihn drückten schwere Gedanken. Er schaute zurück auf sein vergangnes Leben und fand leicht den dunkeln Punkt. Und da fragte er sich, ob sich wohl solche schlimmen Neigungen vererben könnten. Ob

das Unglück, das nun des Sohnes Haus bedrohte, als ein Fluch über sein weißes Haupt kommen mußte. Da raffte er den letzten Rest seiner Geistes- und Körperkräfte zusammen, um das seinige dazu beitragen, daß der Untergang ferngehalten würde. Er hatte von jeher geschickte Hände gehabt und sich früher eine ganz hübsche Einnahme damit verschafft, daß er kleine Körbe aus den Wurzeln der Dünengewächse geflochten hatte, die er abrindete und trocknete. Später hatte er auch große Körbe zum Dorftragen aus Wacholderzweigen verfertigt. Jetzt saß er vom frühen Morgen bis spät in die Winternacht hinein unermüdet an dieser Arbeit. Kälte, Altersschwäche und die Folgen seines frühern Lebenswandels schüttelten an dem gebrechlichen Körper, aber es war, als ob etwas von dem Eifer seiner Jugendzeit wieder in seinem Blute aufwalle, und als ob er jetzt die Versäumnisse eines ganzen Lebens einbringen müsse. Es dauerte nicht lange, daß er den jungen Leuten ein paar Kronen aushändigen konnte; da wurde Sören auf seine Arbeit aufmerksam. Das könnte vielleicht eine Rettungsplanke sein, dachte er. Die Reifer ließ Gott ja umsonst draußen wachsen, und wenn sie nun alle miteinander, Ane, er und die Kinder zugriffen, dann müßte eigentlich ein schönes Stück Geld verdient werden können.

Bald war die kleine Stube in eine ganze Werkstatt verwandelt. Der schwarze Lehm Boden war mit grünen und dünnen Abfällen bedeckt, und kleine Bündel Wacholderreisig erfüllten den engen Raum mit ihrem eigentümlich durchdringenden und säuerlichen Duft. Während die andern Dünenbewohner um diese Winterzeit auf der Ofenbank hinfuselten, konnte Sören Brander eine Ladung Körbe nach der andern zum Kaufmann fahren. Es zeigte sich, daß das Korbflechten eine nicht unbedeutende Einnahmequelle war, die gerade in der größten Not hervorgequollen war.

Die Augen des alten Brander leuchteten in heller Freude. Aber bald nahte sein letztes Stündlein. Die Anstrengung der letzten Zeit war zu groß gewesen; er wurde immer hinfälliger, und als die erste Frühlingsahnung über das Land zog, starb er.

Gerade vor dem Verschwinden hatte er mit seinen abgemagerten Fingern noch die Hand des Sohnes gedrückt und geflüstert: Versprich mir! Versprich mir, daß . . . — Ja, ich verspreche es! antwortete Sören und drückte ihm die Hand. — Ja, dann — er atmete schwer — ich fürchtete, es könnte sich vererben. — Darauf hatte er die Schwiegertochter herangewinkt und ihr die andre Hand gereicht, und dann war das Lebenslicht in seinen Augen erloschen.

Aber diese Worte, daß es sich vererben könne, von einem Sterbenden ausgesprochen, der wohl gerade den letzten Überblick über seine Lebensrechnung hielt, von einem Geiste geflüstert, der über der geheimnisvollen Schwelle zwischen Leben und Tod hinschwebte, und der vielleicht darum sah und hörte, was andre nicht sahen und hörten, diese Worte weckten in Sören's Seele viele Gedanken über den Ernst des Lebens und dessen Zusammenhang mit den andern Geschlechtern, denen, die vorausgegangen waren, und denen, die kamen.

Immer seltner ging er nun in die Winkelkneipe, besonders seit dem ernstern Gespräch mit Ane. Bei diesem Wortwechsel war ihm klar geworden, daß er seine Frau noch nicht ganz gekannt hatte, denn als sie an dem Tage gesagt hatte, daß nichts auf der Welt sie zu schrecken vermöchte, da war es ihm gewesen, als ob sie vor seinen Augen wachse und größer würde, als er geglaubt hatte, daß sie sei. Der Blick, mit dem sie ihn da angeschaut hatte, war wie der Schein eines innern Lebens gewesen, das er bis jetzt nicht recht gekannt hatte, obgleich sie nun schon so lange zusammen gelebt hatten. Und er selbst? Ja, wie oft hatte er nicht gefühlt, daß aus der Tiefe seines Herzens neue gute und böse Schichten auftauchten — wie sich immer neue Erdschichten zeigen, wenn man den Boden umgräbt. . . . Vielleicht

ging es so fort. Und vielleicht gab es überhaupt keinen Boden in einer Menschenseele!

Nur vor einem fürchtete sich Ane, aber sie sollte sich nicht mehr fürchten, er wollte schon einen Niegel vorschieben! Er wollte zeigen, daß er nicht nur aus Brei sei! Und damit rollte er seine Spannkraft wie eine Feder zusammen.

\* \* \*

Vendum=Nörgaard war ein neugebauter Bauernhof. Die im Viereck aufgeführten Gebäude, deren zahlreiche Fenster und Thüren ebenmäßig geordnet waren, umgaben einen großen gepflasterten, so rein gefehrten Hofplatz, daß ein Vogel kaum ein Strohhälmchen für sein Nest hätte finden können.

Aus dieser Residenz sandte der mächtige Großgrundbesitzer Botschaft an Sören, er solle bei einer dringenden Arbeit unverzüglich mit Hand anlegen. Es vergingen aber mehrere Tage — Sören wollte nämlich die letzte Last Körbe des Winters abliefern —, ehe sich der Häusler in der mit Olifarbe angestrichenen Wohnstube einfand, wo Jens Nörgaard saß und sich durch die Stiftszeitung buchstabierte, während er dabei langsame Züge aus seiner Meer Schaumseife that.

Du scheinst es ja gegenwärtig streng zu haben, begann Jens Nörgaard spitzig, indem er die Zeitung sinken ließ. — Ja, erwiderte Sören bestimmt. — Pflanzst du vielleicht wieder Bäume? Solche Narrenstreiche könntest du füglich bleiben lassen. Du kommst bei Gott damit noch ins Armenhaus! Das sagen andre auch! — So, thun sie das? — Jawohl; und dann möchte ich auch bestens gebeten haben, daß du dich auch einstellst, wenn man nach dir schickt. — So, das möchtest du, Jens Nörgaard? Sören zog die Augenbrauen zusammen. — Ja, beim Satan, das will ich! — Da gehören doch wohl zwei dazu! — Willst du mir etwa trocken? fuhr Jens auf. Du wirfst doch wohl noch wissen, wessen Geld auf deinem Hause steht? Ich will dir schon den Nacken beugen, Alterchen! — Den Nacken beugen! rief Sören mit dunkelrotem Gesicht. Nein, da bist du nicht der rechte Mann dazu.

Jetzt wurde Jens Nörgaard bitterböse; er erhob sich in seiner wohlgenährten Breite von seinem Stuhl und schrie: Dann kannst du mir auch mein Geld heimzahlen, du erbärmlicher Hungerleider. — Meinst du, ich solle mich vor dir beugen, weil du mit einem Brotlaib in jedem Arm und mit einem Speckschnitt im Maul geboren bist? — Mein Geld! schrie Jens Nörgaard. — Dein Geld! Ja, das sollst du bekommen, du Buterhahn, entgegnete Sören und verließ die Stube.

Mein, du kannst dich kraken, Freund Jens! sagte Sören halblaut vor sich hin, als er durch das Thor ging, und er spuckte in einem großen Bogen aus. Aber ehe er die Düne erreicht hatte, war er sich schon vollständig klar darüber, wie schwierig seine Lage jetzt war. Vom Kreditverein konnte er ja wohl ein Darlehn erhalten, aber was dann noch fehlte?

Hätte ich nachgeben sollen, Ane? — Das wäre allerdings das Klügste gewesen, aber . . . — Das schlimmste, was uns passieren könnte, wäre, daß er uns das Haus nähme. — Das wird er nicht gleich thun! — Ja, wenn ich ihn nur um gut Wetter bitten wollte — denn im Grunde ist er ganz gutmütig, der Tropf! Aber so wahr ich Sören heiße, ich will nicht sein Sklave sein. Doch nun muß ich wohl das Vieh versorgen.

Als die Thür sich hinter Sören geschlossen hatte, kam eine Frauensperson am Fenster vorüber. Ane sah gleich, daß es Volle-Mette war, und da stand diese auch schon in der Stube.

Ist Sören daheim? fragte sie, während sie mit ihrer dicken Stumpfnase in der Luft schnupperte. — Ja! antwortete Ane leise, aber mit funkelnden Augen.

Was willst du von ihm, du schlechtes Weib? — Ach, es wäre ja möglich, daß wir eins oder das andre miteinander zu reden hätten! erwiderte das dicke Weib grinsend. — Sören ist im Stall, wenn du mit ihm sprechen willst. Ich aber sehe dich lieber von hinten als von vorn.

Darauf sank Ane auf die Bank nieder, und es durchschauerte sie heiß und kalt. Gleich darauf hörte sie Sören laut sprechen, und durch das Fenster sah sie Mette schnell fortgehn. Sören rief: Nie wieder werde ich einen Fuß in dein verdammtes Loch setzen, und nun versuch es, noch ein einzigesmal über meine Schwelle zu kommen!

Da seufzte Ane erleichtert auf. Aber was wollte denn das Weib von Sören? Was hatten sie miteinander? Ach Gott, heute stürmte gar so vieles zugleich auf sie ein! Was konnte Mette gewollt haben?

Es dauerte eine ganze Weile, bis Sören behutsam die Thür öffnete und in die Stube trat, wo Ane noch immer todesblaß auf der Bank saß. Was wollte sie? fragte sie flüsternd. — Ich bin ihr acht Kronen schuldig, die ich nach und nach verknüpft habe. Das sollen aber auch die letzten gewesen sein, antwortete er leise aber fest. Als er dann aufblickte, leuchteten ihm ihre Augen wie zwei klare Brunnen entgegen, auf deren Grunde die wahre Liebe wie echte Perlen ruhte. Da trat er zu ihr und sagte mit bebender Stimme: Vor dir will ich mich beugen! — Und Ane umschlang ihn und drückte ihren Kopf an seine Brust.

\* \* \*

Die große Frage war jetzt, woher das Geld kommen sollte. Wenn Sören sich überlegte, ob er sich an Jens Nørgaard wenden sollte, dann war es ihm zu Mut, als ob er wie ein Lasttier unter das Joch müßte, und dieser Gedanke war ihm entsetzlich. Wohl hätte er sich niemals davor geschaut, ordentlich ins Zeug zu gehn, aber er mußte selbst bestimmen können, was geleistet werden sollte; hingegen nach des Herrn Jens Nørgaards Peitschenknall zu springen, das kam ihm unerträglich vor.

So zog also Sören Brander seine besten Kleider an und machte sich auf den Weg, ein Darlehn zu erlangen.

Ach das Geld kann ja Jens Nørgaard ganz gut auf dem Haus stehn lassen! antwortete der erste, an den er sich wandte. — Allerdings, aber . . . — Und er schlägt ein solches Ansuchen auch nie ab! — Freilich nicht, aber . . . — Außerdem ist es auch das einzig Richtige, da er dir den Boden verkauft hat. — Ja, aber . . . — Was aber? — Wir haben uns ein wenig überworfen, Jens und ich! — Ha ha! Ja wenn deine Mittel dir das erlauben, dann bist du nicht so sehr zu beklagen. Was hat es denn gegeben? — Sören erzählte es. — Aha! Nun, darein mußt du dich eben finden. In deiner Lage darf man den Nacken nicht zu steif machen. — Aber wenn man einem auch ein paar Groschen schuldig ist, so sollte man doch noch das Recht haben, seinen Kopf so zu tragen, wie es einem beliebt. Auf alle Fälle habe ich die größte Lust dazu. — Du bist doch noch sehr jung, Sören! Nein, geh du nur wieder zu Jens Nørgaard, dann kommst du am leichtesten aus der Zwidmühle.

Aber Sören richtete seine Schritte zu dem nächsten, wo er auf Erhörung hoffen durfte. Den ganzen Tag machte er seinen Bettelgang von Hof zu Hof. Und obgleich er sich jedesmal, wenn er die Hand wieder auf eine Thürklinke legte, weit weg wünschte, fiel es ihm doch nicht ein, seinen Vorsatz aufzugeben; sein junges heißes Blut trieb ihn vorwärts. Spät am Abend kam er zu Jens Möller. Er traf ihn in seiner Tischlerwerkstatt, wo er, die Messingbrille auf der Nasenspitze balancierend, saß und schnitzte.

Möller veränderte weder die Miene noch die Stellung, sondern arbeitete mit seinem Schnitzmesser ruhig weiter, bis Sören sein Anliegen mit so warmen und beredten Worten, als ihm seine schwierige Lage eingab, vorgebracht hatte. Dann erst schaute Möller-Jens mit ein paar kalten grauen Augen über die Brillengläser weg und sagte mit Grabesstimme: Ich habe in meiner eignen Familie Arme genug. — Damit presste er seine dünnen Rippen fest zusammen und äußerte kein Wort weiter. Nur die kalten grauen Augen sahen Sören starr an und schoben ihn gleichsam rückwärts zur Werkstatt hinaus.

Drei Tage lang erfuhr Sören Brander, wie schmerzlich es ist, von einem zum andern gehn zu müssen und überall ein Nein zu hören, das Leid dessen, der auf Borg gehn muß. Mit schwerem Herzen, müde und matt wandte er sich wieder seinem Hause auf der Heide zu. Schwer waren seine Schritte. Aber als er die offene Ebne erreichte, und die frische Seeluft ihm um das Haupt wehte, da verflogen die traurigen Gedanken. Das Vogelgezwitscher klang, als fordre es ihn zu Arbeit und Wirksamkeit auf; vor seinen Augen dehnten sich die unbebauten Flächen, die auf die Kraft seines Armes warteten, und zwischen den verwelkten Blättern hervor lugten schon die jungen Frühlingstriebe. Er konnte nicht sorgen, denn in seiner Seele fühlte er das keimende, sprießende Frühlingleben. Und doch — wo das Geld herkommen sollte, das war noch immer die große Frage, deren er sich nicht entschlagen konnte.

Einige Tage später, als Jens Berg bei Sören war, und sie sich über ein Abkommen zum Torfgraben besprachen, das sie mit einer Ziegelhütte abgeschlossen hatten, berichtete Sören, daß ihm Niels Bind nun das fehlende Geld versprochen habe. Und ich hatte es von ihm gar nicht erwartet — so ein Hautschinder! Verstehst du es, Jens? fragte Sören. — O ja, ich kenne meine Leute! antwortete Jens. Niels Bind gehört zu denen, die so einen armen Schlucker, den sie in ihren Klauen haben, bis auf den letzten Blutstropfen auslaugen, und dann denken sie noch obendrein: Leiste ich den Leuten einen Dienst, so thun sie mir auch gern einen Gefallen. — Na ja, sagte Sören mit strahlenden Augen, zunächst ist es wenigstens überstanden. . . . Jetzt möchte ich nur gleich tüchtig ins Zeug gehn! — Meinestwegen können wir morgen anfangen. Und wenn Ane helfen will, dann können ja eure Kleinen zu den unsern hinüberkommen, erwiderte Jens.

Früh am nächsten Morgen zog die kleine Schar mit geschärftem Handwerkszeug bewaffnet zur Arbeit aus. Jeder der beiden Männer schob einen Schubkarren vor sich her, Ane trug einen Korb mit Pfannkuchen und Wesperebrot, und ein paar kleine Buben, die noch ganz verschlafen waren, trippelten nebenher, während die Verchen singend von den Sandhaufen und aus dem Gebüsch aufflogen, wo der Zug vorbeikam.

Das flache heidekrautbewachsene Dünenland verlor sich allmählich in dem langgestreckten Moor gegen Nordosten, wo die Aussicht weit draußen am Horizont von zahllosen schwarzen Torfhaufen begrenzt wurde, hinter denen die rosig angehauchten Wolken mit reichen Versprechungen und Verheißungen zu leuchten schienen. Als dann die Sonne höher und höher stieg, warfen die Männer Halstuch und Weste ab, die Spaten schnitten in die glatte, fette Torferde, und Ane fuhr den Torf — der von den Kindern zuerst auf- und dann wieder abgeladen wurde — von der Grube nach dem Trockenplatz. Und wie sich die Torflagen um ihn häuften, und Sören die Schaffenskraft durch seinen jungen Körper strömen fühlte, nickte er vor sich hin und murmelte: Den steifen Nacken, Jens Mörsgaard! Nein, du bist nicht der Mann dazu, Sören Brander zu beugen!

(Fortsetzung folgt)

